

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 32.

Sonntag, 7. Februar.

1915.

(9. Fortsetzung.)

## Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Roman von F. Carlsen.

Nachdruck verboten.

„Ich habe“, begann Stephan, „einen Brief von Mutter bekommen; sie schreibt, daß es um Freds psychisches Befinden seit unserer Abreise schlechter bestellt ist denn je. Er sehnt sich nach uns und phantasiert unausgesetzt von dem Zusammensein mit dir, und da es für sein Leiden nichts gibt, was wichtiger wäre als Heiterkeit und Seelenruhe, so wollte ich mit dir zu Rate gehen, ob wir sie nicht bewegen sollen, trotzdem wir noch mitten im Winter sind, schon jetzt herzukommen, denn wer weiß, wie lange wir Fred überhaupt noch behalten dürfen...“

Magdas Augen leuchteten auf, und herzlich klang es, als sie ausrief: „Telegraphiere, daß sie gleich abreisen sollen, Stephan! So schnell als möglich!“

„Aber ich kann dir nicht verhehlen, daß die Anwesenheit eines solchen Kranken nicht ohne Einfluß auf unseren gesellschaftlichen Verkehr sein wird, daß die großen Feste und Veranstaltungen dann ausfallen müssen, weil man Fred das Leben inmitten einer solchen Unruhe nicht zumuten kann.“

„Ich verzichte auf alles mit tausend Freuden! Was liegt mir an den fremden Menschen! Wenn wir Mutter und Fred hier haben, brauchen wir sie alle nicht. Du sollst sehen, wie schön wir es ihnen hier machen werden, wie Fred ausleben wird in unserer Mitte! O, Stephan, ich freue mich, du hast mir heute schon mein Weihnachtsgeschenk gebracht!“

Er sah sie freundlich an. Es war merkwürdig, wie das Lächeln seine strengen Züge erhellte.

„Ich danke dir, Magda, für die Freundschaft, die du den zwei teuersten Menschen, die ich besitze, entgegenbringst. Das veröhnt mich mit vielem...“ Und er faßte ihre Hand und zog sie an die Lippen, nicht mehr flüchtig und formell. Sie fühlte, wie seine Lippen darauf haften blieben, und ein ganz ungerechtfertigtes Glücksgefühl durchströmte sie. Und in einem unberechenbaren Impuls sagte sie jetzt, was ihr früher nicht über die Lippen gekommen war:

„Ich habe Hans Maltig vorhin nur angenommen, weil ich nicht wollte, daß er sich einbildet, daß ich ein Zusammentreffen mit ihm scheue. Aber er wird unser Haus nicht mehr betreten, ich habe ihn hinausgewiesen!“

Stephan war aufgestanden und trat ihr gegenüber. Bräufend tauchten seine Augen in die ihren.

„Ich danke dir, Magda, aber jetzt, wo du freiwillig sprichst, habe ich ein Recht darauf, zu erfahren, was zwischen euch vorgefallen ist und warum ich dich in Tränen fand! Hat er gewagt, dich zu beleidigen, dir mit Liebesbetuerungen zu kommen?“

„Nein, Stephan, das war es nicht. Vertraue mir, ich möchte, ich kann es dir nicht sagen!“ Und eine tiefe Glut überströmte ihr Gesicht bei der Erinnerung an das, was ihre Tränen ausgelöst.

„Ich will dir glauben, aber ich bitte dich, nicht zu vergessen, daß Dinge, die du vielleicht verzeihst, meine

Ehre zu nahe berühren könnten, um ungesühnt zu bleiben!“

„Deine Ehre wurde nicht angetastet. Sei versichert, daß ich gegebenenfalls genau so stark empfinden würde wie du.“

Stephan schwieg, aber Magda sah, daß dieses Schweigen nicht mißbilligend war, und sie freute sich wie über einen ersten, schwer errungenen Erfolg.

Als Magda am Abend am Arme ihres Gatten die feenhaft erleuchteten Festsäle der Villa Neben betrat, verstummte einen Augenblick das Gemurmel der plaudernden Gruppen in der Bewunderung ihrer Erscheinung. Es war ihr gesellschaftliches Debüt als Frau, und sie hatte es mit angeborenem Geschmack verstanden, stilvolle Einfachheit mit dem Glanze standesgemäßen Auftretens zu vereinen. Sie trug ein wundervolles Kleid, das in seinem eigenartigen Schnitt die schlanke, biegsame Gestalt noch mehr zur Geltung brachte. Die einzige Farbe daran war ein dunkler Pelz, der den weichen, atlasglänzenden Stoff unten und am Ausschnitt besäumte, und die tadellose rosige Haut von Hals und Schultern noch mehr hervorhob.

War Magda schon als Mädchen immer der Mittelpunkt ihrer Kreise gewesen, jetzt, als Frau einer der Finanzgrößen der Stadt, umringte sie sofort ein ganzer Stab. Und das Bewußtsein, schön zu sein und zu gefallen, färbte ihre Wangen höher und machte sie lebhaft und gesprächig, so daß sie bald der Zielpunkt aller Blicke war. Selbst die böseste Junge der Stadt, eine Frau v. Brieslaweg, deren Spezialität es sonst war, gute Eindrücke durch allerlei bissige Einwände zu vernichten, wagte es heute nicht, sich gegen die Majorität zu stellen, und behielt sich das für günstigere Gelegenheiten vor.

Magda nahm alle Huldigungen mit einer gewissen vornehmen Selbstverständlichkeit auf. Sie wahrte dabei immer eine Zurückhaltung, die selbst die gewiegtesten Lebemänner hinderte, in Worten oder Blicken die von ihr gesteckte Grenze zu überschreiten.

Stephan beobachtete die Erfolge seiner Frau aus der Entfernung. Er näherte sich ihr absichtlich so wenig als möglich, um nicht als störender Gatte aufzutreten und vielleicht einen Mißton in ihre harmlose Fröhlichkeit zu tragen. Hätte er geahnt, daß sie seine Reserve als tiefste Gleichgültigkeit empfand, daß es sie verletzte, daß er keinen Augenblick Miene machte, sich ihr zu nähern, einen Tanz von ihr zu verlangen, er wäre vielleicht gekommen, aber so glaubte er ihr mit seinem Fernbleiben einen Gefallen zu erweisen, und widmete sich, so wenig es in seiner Art lag, den Damen, die ihn alle kannten und ebenso umwarben wie die Herren seine Frau.

Magda plauderte gerade mit dem Grafen Fürech-Schlingen, einem flotten Oberleutnant, der ihr Tischnachbar gewesen war, als eine große, schlanke Frau den Saal allein betrat. Sie war nicht gerade schön zu

nennen, aber ihr Gesicht hatte etwas ungemein Fesselndes. Rasse sprühte aus jeder Linie. Sehr dunkle, fast schwarze, tiefumschattete Augen, schwarzes Haar, das sich in blauschwarzen Wellen lose um die Ohren legte, ein voller roter Mund und eine Haut wie bräunlicher Samt, die kein Schimmer von Farbe belebte.

Magda erkannte sie und zuckte zusammen: Ingeborg Hellmer. Sie hatte sie bis jetzt nur auf der Bühne gesehen und kannte ihr Bild aus den Schaufenstern, da aber diesem die Farben gefehlt, um es zu beleben, und die Künstlerin in ihren Rollen so aufging, daß sich ihr Typus und ihre Persönlichkeit vermischte, so hatte sie sich nie eine rechte Vorstellung von ihr machen können.

„Salome!“ sagte Magda halb unbewußt.

„Und immer auf der Suche nach einem neuen Tänzer“, lachte der Graf mit der ihm eigenen Unverfrorenheit, die ihm im Freundeskreise den Epiknamen Graf Fretsch eingetragen hatte. Dann aber schien ihm etwas einzufallen, denn er biß sich auf die Lippen und sagte nichts mehr.

Ingeborg Hellmer war sofort von einem Schwarm Herren umringt, aber sie sah über alle hinweg, ihre Augen schienen etwas zu suchen. Magda wußte ganz genau, was es war, und beobachtete mit Herz klopfen die erste Begegnung zwischen diesen zwei Menschen, die sich Jahre lang so viel gewesen sein sollten.

Und nun hatte Ingeborg Stephan erblickt, löste sich hastig aus der Gruppe, in der sie stand, und schritt auf ihn zu, wie es Magda schien, mit herausfordernder Absichtlichkeit, jede Möglichkeit eines Ausweichens abschneidend. Er machte auch nicht den geringsten Versuch dazu und beugte sich über die Hand, die sie ihm reichte, aber niemand hatte die Genußnahme, in seinen ungewöhnlichen Zügen einen Eindruck wahrzunehmen. Er war nicht der Mensch, der Welt ein Schauspiel zu geben; wer darauf rechnete, hatte sich verätzt.

Nur Magda, die zerstreut dem Gepolter des Grafen lauschte, der lebhaft in sie hineinsprach, hatte die Empfindung, daß in den wenigen Worten, welche die Zwei miteinander gewechselt hatten, der Anfang einer neuen Phase ihres Lebens enthalten war. —

Die Vorträge hatten begonnen. Ein junger Klaviervirtuose stürmte mit der zweiten Rhapsodie von Liszt über die Tasten und verließ, befriedigt über den Erfolg, der hauptsächlich der Tatsache galt, daß er aufhörte, das Podium. Ihm folgte nach einer kleinen Pause Ingeborg Hellmer.

Sie sang aus der „Walküre“, aus „Tristan“, und entfesselte einen Orkan der Begeisterung. Selbst Magda war in ihren Bannkreis gezwungen, und sie wunderte sich nicht, daß ein Mann wie Stephan dieser Macht erlag, die alte Leidenschaft wieder aufwachen mußte. Sie wurde so gedrängt, daß sie ein Liebeslied von Richard Strauß zugeb. Und es war keine Täuschung: während sie die glühenden, begehrenden Worte sang, suchten ihre Augen unbefinnlich um die Anwesenden Stephan Terbrügge, der mit verkränkten Armen an einer Säule lehnte. Er erwiderte ihren Blick nicht, er stand da, als sei er nicht der Brennpunkt aller Augen, als ginge ihn die ganze Menge nichts an.

Aber auch Magda gewährte keinem Menschen die Befriedigung zu sehen, daß sie das auffallende Benehmen der Sängerin beobachtet hatte. Sie machte eine bewundernde Bemerkung über den Gesang zu ihrem Nachbar, und nachdem sich die Reihen aufgelöst hatten, schritt sie an seinem Arm in den Tanzsaal. Als gleich darauf die Musik den Walzer „An der schönen, blauen Donau“ intonierte, nahm sie die Aufforderung des Grafen an.

Der weiche Rhythmus des Tanzes tat ihr wohl, er wiegte ihre Erregung ein, und als sie bei der dritten Runde auf ihren Platz zurückkehrte, da hatte sich das unerklärliche Angstgefühl, das sie vorhin empfunden, ganz verloren.

Einer nach dem anderen kam, um sie zum Tanze aufzufordern, und sie war unermüdet. Nur Stephan

trat mit keinem Verlangen an sie heran, er hatte sie bloß einige Male nach ihren Wünschen gefragt und sich wieder zurückgezogen, wenn ihre Tänzer sie rekrutierten.

Mit der Sängerin sprach er nicht mehr. Sie stand in schlecht unterdrückter Erregung in einem kleinen Nebengemach, von einem Kreise ihrer Verehrer umgeben, und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Dazwischen stürzte sie hastig mehrere Glas Champagner herunter und lachte hier und da laut und unvermittelt auf.

## Feldpostgeschichten vergangener Jahrtausende.

Die Feldpost gibt allen Menschen Veranlassung, Klagen darüber anzustellen, wie man sich auf die Boten, die man hinschickt, nicht verlassen kann. Andererseits aber vernimmt man wieder, daß die Post, die unseren Lieben im Felde Nachrichten bringen soll, ihr Amt geradezu tadellos ausführt. Nun, es ist klar, daß eine Einrichtung, die im gewöhnlichen Leben keine Funktionen zu erfüllen hat, nicht ohne Fehler sein kann, und wir wollen hoffen und dankbar sein, wenn unsere im Felde stehenden Krieger zu Weihnachten wenigstens den Gruß aus der Heimat erhalten haben.

Auch bei der Feldpost kommt das Wort Nabi Ben Alibas wieder zu Ehren, das da sagt: „Alles schon dagewesen.“ Wir sprechen dabei nicht etwa von den vergangenen Kriegen, wir schweifen weiter zurück in die Vergangenheit, die schon umgeben ist von dem Glanze verschwundener Zeiten. Homer gibt uns schon die ersten Aufschlüsse über die Post und die Bestellungen, die man einander zu machen hatte, sie waren freilich etwas anderer Natur, als unsere Feldpostbriefe heute im allgemeinen sind, und durften auch nur von den Hohen des Reiches in Anspruch genommen werden. Er berichtet, daß Proitos dem Vellerophon einen Brief übergab, dessen „Mordwinke gerichtet auf eine Tafel dem Überbringer von Seiten des Königs verräterischerweise den Tod bringen sollte.“ Gleiches berichtet die Bibel von David, der den Uria mit einem Briefe an Job sandte, dessen Inhalt den Besteller um das Leben bringen sollte. Die Überbringer brachten sich meistens den Tod in das Haus, und sie ahnten nicht, mit welcher wenig angenehmen Mission sie betraut waren. Natürlich waren diese Briefe verschlossen, den Knoten des Bandes konnte nur der Eingeweihte lösen, oder aber man siegelte den Brief und benutzte dazu eine Tonerde, die einmal gebrochen, nicht wieder instand gesetzt werden konnte. Die Briefe selbst bestanden aus Wachstafeln oder man benutzte auch Teile eines Tierfelles, auf dessen Innenseite man die Zeichen rißte, die der andere zu lesen verstand.

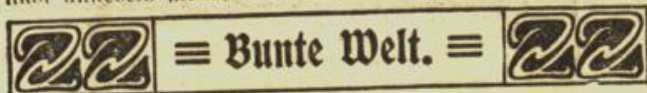
In Griechenland war man im Gebrauche der Feldpost schon ziemlich weit. Geheime Mitteilungen wurden auf Papyrusrollen versandt, die man auf Stäbe setzte. Im Plutarch heißt es, daß die Feldherren, die einander eine Mitteilung zu machen hatten, zwei Stäbe herstellen ließen, gleich lang, gleich dick, den einen befehlten sie selbst, den anderen gaben sie dem Abgesandten. Auch die Ägypter waren im Senden der Boten schon ganz schlau und eifrig darauf bedacht, daß kein Überbringer die Nachrichten lesen könne. Zu diesem Zwecke wickelten sie ein Papyrusblatt um einen Stab, und zwar so, daß auch nicht der geringste Zwischenraum blieb. Nun wurde das Papyrus der Länge des Stabes nach beschrieben und ohne den Stab an den Feldherren gesandt. Der konnte den Inhalt nur dadurch entziffern, daß er das Papyrus um seinen Stab wickelte und so den Zusammenhang erfuhr.

Im alten Mexiko bestand eine ganze Einrichtung, die wir heute etwa die Einrichtung der Feldpost nennen würden. Sie war höchst eigentümlich und interessant, sie bestand aus den Knotenbriefen oder den Quipos, die ungefähr das erste Stadium des Christentums darstellen. Diese Quipos waren farbige Schnüre an einem Strange, von denen jeder seine besondere Bedeutung hatte. Je nachdem, wie man die Knoten schlang, bekam das Wort den Sinn, und in jeder Stadt waren besondere Beamten angestellt, die keine andere Beschäftigung hatten, als die Knoten zu stellen und die Nachrichtenberichte von einer Stadt in die andere zu senden. Da man in damaliger Zeit immer Krieg führte und nur ausnahmsweise Frieden hatte, so war bald ein ziemliches Heer von Beamten nötig, das die Knotenschrift für die Feldpostbriefe fertig zu

machen hatte. Wie übrigens aus erhaltenen schriftlichen Zeugnissen hervorgeht, war man auch damals schon mit der Feldpost recht oft unzufrieden und die Menschen murerten, wenn die Beamten der Quipos länger auf Nachrichten warten ließen.

Eine eigentliche und fest organisierte Post gab es zuerst bei den Persern im Jahre 6 v. Chr. Sie hieß Angareion, was soviel wie Frondienst bedeutete und sie hatte hauptsächlich den Zweck, die Nachrichten des Krieges zu befördern. Im ganzen persischen Reiche waren die Landbezirke der verschiedenen Ortschaften mit Stationshäusern und Ställen für die Pferde versehen. Die reitenden Boten durchjagten das Land, indem sie an jeder Station von frischen Pferden abgelöst wurden, tagaus, tagein wurde der Kurierdienst abgehalten und die Nachrichten gelangten mit rasender Schnelligkeit durch alle Teile des Landes. Eine ähnliche Art der Nachrichtenbeförderung hatten die Griechen, ihre Boten wurden Hemodromen genannt, sie führten auf ihren Reisen nur den Wurfspeer, Bogen, Pfeil und Feuerstein mit sich, um sich gegen etwaige Überfälle auf die Feldpost schützen zu können. Viele der jungen Leute, die übrigens eigens zu diesem Zwecke ausgebildet waren, liefen rascher als das schnellste Ross. Sie legten den Weg mit solcher Schnelligkeit zurück, daß sie für die Überbringung der Siegesnachricht sogar ein Denkmal bezamen. So bekam der Philonides, der Gilbote des Königs Alexander, ein Denkmal, weil er den Weg von Elis nach Scion, 480 Stadien oder 90 Kilometer, in neun Stunden machte.

Und wahrlich, demjenigen, der unsere Feldpost in so rascher Zeit zum Ziele bringen wollte, würden wir gewiß nicht anstehen, ebenfalls ein Denkmal zu setzen.



### Aus der Kriegszeit.

Der Selbsttod eines deutschen Offiziers. Am 30. November 1914 war eine Offizierspatrouille unter Führung des Leutnants v. Griesheim nach Bielsk zu Zwecken der Aufklärung ausgesandt worden. Die Patrouille, bestehend aus dem Offizier, einem Unteroffizier und 14 Mann, wurde in der Gegend von Lelie plötzlich von 40 russischen Husaren umzingelt und beschossen. Gleich zu Beginn des Scharmübels fiel das Pferd des Leutnants v. Griesheim. Die Patrouille lehrte ohne ihn und 4 Husaren zu ihrer Schwadron zurück. Zu Fuß lief Leutnant v. Griesheim über gestorenen Acker und das brechende Eis eines Grabens in ein nahegelegenes, einzelstehendes Haus. Der befehlführende russische Offizier sandte den deutschsprechenden Besitzer des Hauses an Leutnant v. Griesheim, mit der Aufforderung, sich zu ergeben. Leutnant v. Griesheim lehnte das ab. Die Aufforderung wurde wiederholt und damit verpründet, daß jeder Widerstand des einzelnen gegen eine Truppe unmöglich sei. Leutnant v. Griesheim zählte die Patronen in seinem Revolver und ließ dem russischen Offizier sagen: „Ein deutscher Offizier ergibt sich nicht; ich habe noch fünf Patronen; die reichen für euch und mich.“ Es entspann sich darauf ein kurzes Gefecht, in dem Leutnant v. Griesheim zwei schwere Wunden davontrug. Als der russische Offizier eintrat und den Totodegetroffenen fragte, weshalb er sich nicht ergeben habe, zeigte Leutnant v. Griesheim auf sein Eisernes Kreuz und sagte: „Damit ergibt man sich nicht.“ Er wurde sofort verbunden, starb aber auf dem Transport. Der russische Brigadeführer ordnete für den deutschen Offizier ein Begräbnis mit militärischen Ehren an. Eine russische Schwadron mit Gewehren gab ihm das letzte Geleit auf dem Kirchhof zu Drobin. Der Ortsgeistliche hielt die Andacht. Die Russen schmückten das Grab mit einem hohen Holzkreuz, auf das sie in deutschen Buchstaben setzten, was auf der Erkennungsmarke des Gefallenen stand:

v. Griesheim,

Leutnant im Thür. Husaren-Regiment Nr. 12, dazu oben links, in russischer Schrift das Datum. Beim Wiedereinzug des Regiments in Drobin am 30. Dezember fand man das Grab des jungen Offiziers. Die Richtigkeit des Berichts bezeugen der Ortsgeistliche, der Drobiner Arzt, und ein deutscher Husar, der in Drobin in Gefangenschaft geriet. Das Feldengrab des jungen gefallenen Husaren-Offiziers schmückten in stiller Andacht am Silbestertag 1914 seine Regimentskameraden und seine Husaren, denen er für

alle Zeiten als wahrer Held und treuester Kamerad im Gedächtnis bleiben wird.

Schatzgräber im Schützengraben. Ein englischer Offizier, der in einem Feldpostbrief viel von den Leiden und Entbehrungen erzählt, die er im Schützengraben ausstand, schildert zum Schluß eine eigenartige Episode, die zeigt, daß auch im modernen Kriege die Romantik noch nicht ausgestorben ist. Das Wasser stand 7 Fuß hoch in ihrem Schützengraben, und doch konnten sie sich mit dem Gedanken trösten, daß der benachbarte Graben bis zu 10 Fuß mit Wasser gefüllt war. Schwierig war die Ableitung dieser Wassermassen, und als sie dann wieder halbwegs trocken in der schlammigen Erde stehen konnten, kamen eines Morgens zwei Zivilisten in den Schützengraben, ein Mann und eine Frau, ehrfame französische Bauern, begleitet und geführt von einem Unteroffizier. Die beiden hatten Spaten und Hacken mit, und ihr Anliegen bestand darin, daß sie jetzt ihr Geld und ihre Kostbarkeiten ausgraben wollten, die sie bei ihrer eiligen Flucht in einer Ecke ihres Grundstücks vergraben hatten, gerade da, wo sich jetzt der englische Schützengraben hinzog. „In einer kleinen Höhle, in der wir allerlei aufgestapelt hatten“, erzählt der englische Offizier, „gruben sie nach und brachten eine große Kiste mit Geld heraus, in der Rolle neben Rolle französischer Münze lag. Wir müssen Hunderte Mal über dieser Kiste gestanden haben. Dann gingen sie weiter an eine zerbrochene Mauer und gruben hier einen anderen kleineren Kasten aus, in dem sie ihren alten Schmuck verwahrt hatten. Und noch ein drittes Schatzkästchen brachten sie ans Licht. Darnach zogen sie glücklich mit ihrer unversehrten Habe, gebückt unter der Last ihrer Schätze, ab. Es war ein Bild wie aus dem Märchen, und die Geschichte gab uns noch lange Stoff zur Unterhaltung.“

Fürst Bülow in Rom. Der römische Berichterstatter des „Corriere della Sera“ schildert das Leben des Fürsten Bülow in Rom. Über das Ergebnis seiner Unterhandlungen wie überhaupt über die Bedingungen, unter denen er seine diplomatische Aufgabe erfüllte, herrscht ein tiefes Geheimnis. Der Fürst scheint es sich zum Leitspruch gemacht zu haben, nicht zu drängen, und so führe er in Rom dem äußeren Anschein nach das Leben eines Grandseigneurs, der Gefallen darin findet, viele Menschen bei sich zu sehen. In seiner schönen Villa Malta empfängt er häufig Persönlichkeiten der diplomatischen Welt, Politiker und Mitglieder der römischen Aristokratie. Man sieht den Fürsten auch wohl auf dem Vincio und in der Villa Borghese spazieren gehen. Der Fürst und die Fürstin Bülow haben auch schon mehrere Gesellschaften gegeben, zu denen Abgeordnete und Senatoren und auch ein Unterstaatssekretär eingeladen waren. An einem Tage in jeder Woche versammelt die Fürstin Bülow die Damen der deutschen Kolonie in Rom um sich, und sie arbeiten gemeinsam in der großen Halle der Villa Malta an Rollschach für die Soldaten des deutschen Heeres. Auch der Fürst Bülow steht fortwährend in engen Beziehungen zu dem deutschen Element in Rom. Seine ersten Besuche galt den deutschen Schulen und Instituten.

Die deutsche Frühjahrsmode wird, allen geheimen Besorgnissen zum Trost, viel Schönes und reizvolles für die Frauenwelt bringen. Der weite Bauernrock, an breitem Sattel entweder gereiht oder in Falten gelegt, angefeht, wird zu einer vorwiegend kurzen Jacke getragen, die, mit oder ohne Westenteil, mit oder ohne Klappen getragen, äußerst fech und kleidsam ist. Sind auch die Farben, dem Ernst der Zeit entsprechend, meist in gedämpften Tönen gehalten, wie schwarzweiß, grauweiß, dunkelbraun, grün, blau, lila, mauvourfgrau oder tabakbraun, so wird auch viel Weiß getragen und damit das Straßenbild belebt werden. Knöpfe, Fressen, Spitzen, Lingerie und Samtbänder dienen als Besätze, und das immer gern getragene Jabot wird in neuer Form, mit hochstehendem Kragen vereint, wieder viel Liebhaberinnen finden. Neben weichem Samt, schmiegfam im Tragen und vielfach waschbar, wird Seide, feines Seidentuch, Rippenkörper (Gabardine), popelartige Stoffe und Cheviot zu den neuen Frühjahrsstouletten Verwendung finden. Der angefehtene Armel scheint völlig verschwinden zu wollen, um entweder dem in Raglanschnitt angefehten oder dem glatt und faltenlos angefehten enganliegenden Armel den so lange behaupteten, bevorzugten Platz einzuräumen. Nur ganz vereinzelt werden auch kurze und halb lange Armel getragen; ob die Mode darin bald einen Wandel eintreten läßt, wenn erst wärmere Tage kommen, bleibt abzuwarten.

S. v. St.





Länger als eine halbe Stunde saß Priem und wartete geduldig darauf, daß sein Freund darüber Auskunft gab, wem die „Hoffnung“ gehören solle.

Da wurde es plötzlich ganz eigen still im Zimmer.

Jan Mehl war tot.

„Jan Mehl!“ sagte Priem leise und erschüttert, legte dem Toten die Hände übereinander und drückte ihm die Augen zu.

Die Geldscheine waren dabei von der Bettdecke gegliiten. Mühsam sich bückend, hob Priemchen sie auf. Lange betrachtete er sie, einen nach dem andern.

Das schöne Geld! dachte er und seufzte leise. Das mußte er nun dem Vorsteher abliefern und Jan Mehls Testament bestellen.

Behutsam löschte er das Licht, ging hinaus und drückte die Tür wieder ins Schloß.

Der Gang lag wie ausgestorben.

Auf dem unteren Flur öffnete sich plötzlich eine Tür. Es war Matjes.

„Na?“ sagte er.

„Er is so fein eingeschlafen, das glaubst du nich. Ich hab's nich mal gemerkt. Wer auch so'n Tod hätte!“

„Pst!“ zischte Matjes, der mit der Nachtmütze auf dem Kopfe aus seiner Zimmertür schaute. „Nicht so laut! Es is lange nach zehn. — Wer hat die „Hoffnung“ gekriegt?“

„Da hat er rein nig über gesagt.“

„Gottverdori! Dann kriegt sie das Stift!“

„Tschä“, sagte Priemchen ratlos.

„Du bist 'n Schaf!“ knurrte Matjes. „Warum sagst du nicht, daß du sie haben sollst?“

„Ne“, flüsterte Priemchen erregt, „bloß so was nich. Wenn das 'rauskommt!“

„Was denn? 'rauskommt? Das is ja rein zum Lachen. Is doch niemand dabei gewesen?“

„Tschä“, sagte Priemchen.

„Komm mal 'rein“, flüsterte Matjes.

Priem schüttelte den Kopf. „Ich muß ihn doch anmelden“, sagte er.

„Das brennt doch nich an!“ überredete Matjes ihn.

„Sieh mal“, fuhr er fort, als er seine Zimmertür hinter sich geschlossen hatte, „du bist doch rein mal, wenn du die „Hoffnung“ nich nimmst!“

Priemchen hatte sich auf den Bettrand gesetzt und dachte nach. Matjes' Reden hatten ihn halb verwirrt gemacht.

„Und denn is noch das Geld da“, sagte er halb für sich.

„Was für Geld?“ fragte Matjes.

Priem war ordentlich erschrocken, daß er es verraten hatte. „Au ja“, sagte er, „er hat sich was gespart. Er will 'n eichenen Sarg dafür haben.“

„Wat will er da denn mit?“

„Daß ihm der Deckel nich gleich ins Gesicht fällt, weißt du, wenn er in die Erde kommt.“

„Wie viel is et denn?“

„Neunzig Mark.“

„Neunzig — was?“

„Mark“, sagte Priemchen.

Matjes stand, als hätte ihn der Schlag getroffen. Dann trat er dicht vor Priemchen und sagte: „Au sei mal vernünftig, Priem, ja?“

„Tschä — und —?“ fragte Priemchen.

„Das is doch Unsinn?“

„Was is Unsinn?“

„Das mit dem eichenen Sarg!“

„Er will's so haben.“

„Aber is doch Unsinn! Was hat so'n Doter davon? Wer dot is, läßt sein Gucken!“

„Ne, weißt du“, sagte Priemchen, „was so'n Toter vor seinem Tode bestimmt, das muß man nachher auch tun.“

„Unsinn“, flüsterte Matjes. „Wo hat er das Geld denn? Hat er's dir gezeigt?“

„Glaubst du, er hat es nich?“ sagte Priemchen und zeigte die Scheine.

Matjes nahm sie und trat damit ans Fenster, um sie im Mondschein zu betrachten.

„Tu wilt ich dir mal was sagen“, sagte Matjes. „Tu gehst du zum Vorsteher rüber und sagst: Jan Mehl is dot, Herr Vorsteher, dann sagt er: Is er schwer gestorben und so? Denn erzählst du ihm das, wie's gewesen is. Aber von dem Gede sagst du rein nig.“

„Ne“, sagte Priem erschrocken, „das geht nich, Matjes, mein Lebtag nich.“

„Was geht nich? Et weiß doch keiner? Und ob Jan Mehl 'n Siftsarg kriegt oder 'n eichenen, dat is doch piepe, nich? Du kannst das Geld doch auch brauchen und wenn du willst — und wei ich dich auf die Idee gebracht hab' — so 'n Zwanziger —? hm?“ Er stieß Priem vertraulich mit dem Ellbogen in die Seite.

„Tschä“, sagte Priemchen leise und hüflos.

„Beinn dich nich lang, Priem! Und die „Hoffnung“ nimmst du auch. Warum soll denn dat schöne Ding ab'sut unter den Hammer kommen? Dat Stift is doch reich genug!“

„Aber et is doch 'n Unrecht“, erklärte Priem.

„Tu mach, geh' rüber. Wenn du wiederkommst, denn so reden wir weiter.“

„Und dat Gede?“ fragte Priem.

„Dat läßt du hier! Da können wir immer noch über reden, wenn du wieder kommst.“

Matjes schob ihn zur Tür hinaus, und Priem ging.

Mit schwerem Herzen drückte er auf den Druckknopf an der Wohnung des Vorstehers.

„So, so“, sagte der Vorsteher, als er seine Meldung mit stotternder Stimme vorgebracht hatte. „Das hätte ja auch Zeit gehabt bis morgen früh.“

Als Priem zu rückkam, wartete Matjes schon wieder im Gang auf ihn und zog ihn in sein Zimmer.

## II.

Priemchen hatte den ganzen Tag, dumpf vor sich hinbrütend, an dem kleinen Fenster seines Zimmers geessen und in das Glockengewimmel hinausgesehen, das da draußen ununterbrochen von dem grauen Himmel auf die stille Straße niedersank. Nun es Abend wurde, hörte das Schneien auf und der Mond kam durch.

Priemchen war in den Wochen seit Jan Mehls Tod beinahe noch dürrer und magerer geworden.

Von Zeit zu Zeit seufzte er auf, schüttelte den Kopf und sah mit klaglichem, mutlosem Blick wieder auf die Straße hinaus.

Auf dem Flur bimmelte die Eßglocke, laut und gellend, und im ganzen Hause begannen die Tären zu gehen. Aber Priem rührte sich nicht.

Er hatte die Hände im Schoße gefaltet und das Kinn auf die Brust sinken lassen. Regungslos saß er und sah auf den hellen Fleck, den der Mond durch das Fenster auf den Fußboden warf.

So verging eine halbe Stunde. Dann kamen die Alten aus dem Eßsaal zurück. Einzelne Stimmen wurden laut und erstarben wieder, und dann wurde es still wie vorher.

Da kam Jürgen Rustedt plötzlich herein.

„Süh, da bist du ja“, sagte er, mit dem Kopfe wackelnd. „Warum biste nich zum Essen gekommen?“

„Ne“, sagte Priem und schüttelte den Kopf.

„Hat aber Klops gegeben! Büschen hart war er“, sagte Jürgen. „Wenn man die Zähne nich mehr so hat.“

„Tschä“, sagte Priemchen.

„Aber 'n Spaß haben wir gehabt, 'n verdeubelten Spaß. Denkt dir mal, wir sind eben beim Essen, da kommt Matjes 'rin. Kimmers, sagt er, was gibts heute Abend?“

„Tu, Klops, sag' ich, das siehst du ja.“

„Mag ich nich“, sagt Matjes.

„Laß bleiben, sag' ich. Wir gucken ihn nun alle an, und Berend stößt mich an und sagt: Matjes is dick! Und ich sag: Aber nich zu knapp. Und an allen Tischen sagen sie, daß Matjes dick is. Und einer ruft es auch aus und

sagt: Matjes, du bist ja dick. Ich weiß nich, ob's Himmert Nöte gewesen is. Da kriegt Matjes nu sein Buddel 'raus und sagt: Prost! und alle lachen. Da kommt just der Vorsteher 'rein. Der sieht das nu und sagt: Matjes, sagt er, was ist denn das?"

„Bloß 'n lüttchen Schluck!“ sagt Matjes und pfpöpft denn nu seinen Buddel wieder zu. Der Vorsteher wird nu böß falsch und sagt: „Sie wissen doch, daß hier kein Brauntwein getrunken werden darf!“

Da sagt Matjes ganz dumm: „Is nich schlimm, Herr Vorsteher, wenn man ihn bloß bezahit hat. Und das hab' ich, Herr Vorsteher!“

„Nu, sagt Matjes, wenn Sie meinen Buddel so gern leiden mögen?“ und trinkt den Buddel aus und gibt ihn denn nu hin.

„Nu lachen wir alle, und der Vorsteher wird Krebsrot vor Ärger und nimmt den Buddel und schmeißt ihn aus dem Fenster in den Hof.“

„Morgen früh reden wir 'darüber!“ sagt der Vorsteher und geht 'raus.

„Und nu?“ fragte Priemchen, heimlich zitternd vor Ärger und Wut.

„Nu hat er wohl seinen Affen zu Bett gebracht.“ Priemchen hielt mit krampfhaftem Griff die Lehne seines Armstuhles umspannt und antwortete nicht.

„Bist nicht gut gestellt?“ fragte Jürgen. „Ja, das kann man wohl haben. Gehst wohl ba.d zu Bett? Da ist es jeht am besten bei der Kälte. Es friert draußen, daß es knackt. Na, gute Nacht.“

„Nacht“, sagte Priemchen tonlos. Aber kaum war Jürgen hinaus, so stand er auf und schüttelte die geballten Hände.

Dieser Lump von Matjes! Der soff sich nu jeden Tag einen Affen an von Jan Mehl seinem Geld.

Und wer hatte die Schuld daran? Bloß er, Priemchen Söht.

Was hatte es ihm geholfen, daß er schon am nächsten Morgen berent hatte, auf Matjes' Vorschlag eingegangen zu sein? Der hatte seine Hälfte nicht wieder herausgeben wollen und ihn auf all sein Bitten nur ausgelacht.

Keine ruhige Stunde hatte er mehr gehabt seitdem. Wie ein Alp lag es auf ihm. Sein Leben lang hatte er seine Hände behalten, und nun hatte er sich auf seinem Alter zu so was kriegen lassen.

Heiß und kalt wurde ihm, während er das dachte.

Jan Mehl, ja, der war nun im ewigen Leben und wußte wohl längst, was Priemchen Brand für ein Kerl war! Aber dann mußte er auch wissen, daß Matjes eigentlich die Schuld hatte. Dieser Sauffack!

Er war aufgestanden und ging auf unsicheren Knien ruhelos durch die Stube. Dann schob er plöðlich seine Mühe zurecht und ging hinaus.

Vor Matjes' Zimmertür blieb er stehen und horchte. Drinnen rührte sich nichts. Er öffnete und trat ein.

„Matjes!“ rief er in das Dunkel hinein, das die Kammer füllte. Aber Matjes antwortete nicht.

Leise trat er an das Bett und schüttelte den Schlafenden an der Schulter.

„Matjes!“ rief er von neuem mit gepreßter Stimme. Aber der schlief wie ein Baum und rührte sich nicht.

„Matjes!“ schrie Priemchen lauter und schüttelte ihn stärker.

Aber der Betrunkene grunzte nur unwillig, ohne sich völlig ermuntern zu lassen.

„Ein Lump biste“, schrie Priemchen, elend vor Gram und Wut, mit schwachen Händen den Schlafenden an den Schultern rüttelnd. „Hörst du? 'n Lump!“

Er ließ ihn los und schüttelte die geballten Hände vor dem Gesicht des Betrunkenen.

„Du Sauffack! Du — du — du —“

Seine Stimme überschlug sich, und Tränen der Wut und Empörung rannen über seine runzeligen Backen.

Dann raunte er wieder hinaus, über den fließbelegten weiten Flur, den die Gasaterne unter der Decke nur unvollkommen erleuchtete, die Treppe wieder hinauf in seine Stube.

Dort saß er, bis alles Leben im Hause eingeschlafen war und sah, wie die Eisblumen an den Scheiben wuchsen und der Mond weiter und weiter herumging.

Es wurde kalt im Zimmer.

Die Füße schliefen ihm ein und wurden schwer wie Blei. Bis zu den Knien stieg die Kälte, aber Priemchen fühlte es nicht. Er hatte so viel nachzudenken.

Nach und nach wurde es klarer in ihm.

Gegen Mitternacht stand er plöðlich auf und suchte sich den Lichtstumpf her, den er in seiner Tischlade zwischen alten Bindfadenenden, gebrauchten F.aschenforken und rostigen Nägeln verwahrte, rieb ein Streichholz an und zündete ihn an.

Mit offenem Licht zu hantieren war gegen die Hausordnung, aber das ging nun nicht anders, und leise rieb er sich die Hände und hielt sie über die Flamme, die finger warm und geschmeidig zu machen, nahm die kleine Tintenflasche von der Borte über seinem Bette und setzte sich an den Tisch, um zu schreiben.

Mit zitterigen, kaum lesbaren Zügen und fragender, freischender Feder schrieb er:

„Diese fünfzig Mark sind Jan Mehl seine. Er soll dafür einen Stein haben auf sein Grab.“

Darunter setzte er seinen Namen: Göðje Brand.

Dann holte er den fünfzigmarksch.in, den er sorgfältig in seiner Kommode verwahrt hielt, steckte ihn zu dem Stück Papier in einen Briefumschlag, liebte ihn zu und schrieb darauf: „Herrn Armenhausvorsteher Dr. Schubert.“

Ordentlich leicht war ihm, als er das erledigt hatte. Er fühlte, das war das einzige, was er tun konnte, nein, was er tun mußte!

Das mit dem eichenen Sarg ging ja nun nicht mehr. Aber so bekam Mehl doch das wieder, was ihm gehört hatte, wenn auch nur zur Hälfte. Wenn Matjes das andere nur wieder herausgegeben hätte, hätte er alles gekriegt, wie es hätte sein müssen, das war gewiß.

Leise ging Priem mit seinem Brief über den Flur, stieg die Treppe hinunter und warf ihn durch die Spalte in den Briefkasten an der Tür des Vorstehers. Ebenso leise und vorsichtig tappte er dann wieder in sein Zimmer zurück.

Am andern Morgen fanden sie ihn tot in seiner Stube. Er hatte sich mit seinem Hosenträger am Bettpfosten erhängt.

## Napoleon und die Volksstimmung vor hundert Jahren.

Von Ludwig Goldstein.

(Nachdruck verboten.)

Der große Korse war ein Kind der Revolution, und es erging ihm bei den zeitgenössischen Deutschen ganz ähnlich wie seiner furchtbaren Mutter. Anfangs war man für Napoleon begeistert, mehr noch — man liebte ihn wohl. Dann, als der geniale Heerführer zum Kaiser, der Sohn der Revolution zu ihrem Bändiger,

zugleich aber zum brutalen Vergewaltiger Europas geworden war, begann man ihn zu hassen, zu schmähen und zu verdammen. War er vielen früher der Inbegriff des Menschlich-Göttlichen, so galt er jeht als das Prinzip des Bösen. Noch aber hatte er die Macht in Händen, und die ohnmächtige Wut mußte sich hinter Bücklingen



De nae se und de ora  
habe seda fer lora;  
dat det de finde vae.  
Vi velve frete se  
da de fer recte perde,  
de de canone fer de.

De Nāse unde Ohre  
Habe se da verlore —  
Dat dhāt de Fiende weh.  
Wie Wölfe frete se  
Da de verreckte Perde,  
De de Kanone fährt.

De rus quam bis paris.  
Hae haud dem nae saevies,  
dat hae an miserere  
sol da par tu crepere.  
Da sol sic nudat en de  
dem rus tum bes te vende!

De Russ' kam bis Paris.  
He haut dem Nāsewies,  
Dat he ahn' Miserere  
Soll da partout krepere.  
Da soll sick nu dat Ende  
Dem Russ' tum bestewende!



## Im japanischen Volkstheater.

Aus dem Tagebuch eines Weltreisenden.

Von Heinrich Greter.

(Nachdruck verboten.)

Es war um sieben Uhr abends. Da trat ich in der alten ruhmreichen Kaiserstadt Kyoto an eines der originellen volkstümlichen Theater heran, legte noch mit den Füßen in dem flatterfarbigen Volks- und Kramsgewirr der Straße, aufs Geratewohl ein Zwanzig-

raum auf, eine Wand aus dürrerem Reisstrohgeflecht, die quer vorübergezogen ist, schimmert durch, und man kann hinten die Szene in gedämpfter Beleuchtung sehen; öfter ist gerade ein hitziges Gefecht im Gange, Gestalten schießen durcheinander mit jener unheimlichen Taktik und Behendigkeit,



Am Mäblfeld. Nach dem Gemälde von B. Doble.

Sen-Stück (40 Pfg.) vor die Schiebfensteröffnung der Kasse, ein rotes Billett flog heraus, von der Verwunderung einer kleinen Japanerin begleitet, und man ging ich mit würdiger Gebärde ins Innere des Hauses.

Mein Interesse war anfangs auf ein Schauspiel aus der japanischen Geschichte gerichtet. Es sollte ein Stück sein von reinem einheimischem Charakter, in dem das Typische der Volksart sich unverfälscht darstellt. Aber freilich, wie sollte ich hier die günstige Gelegenheit abpassen? Zwar reißt eine Straße in Kyoto Bühne an Bühne, Gebäude von eigentümlicher Architektur, einigermaßen ähnlich den großen Jahrmarktstuden, die Fassade mit aufgezwungenen barocken Verzierungen reklamemäßig ausgeputzt, darunter angedeutet noch im großen und ganzen die reizenden Formen des japanischen Wohnhausstils, und diese Straße wird deshalb auf Karten als „Theatre-Street“ bezeichnet. Bei einigen steht auch die Tür zum Zuschauer-

raum, die dem Japaner eigen ist, klapperndes Waffengerassel, ein vielverbreitetes Geräusch, hallt mit geschwächter Kraft aus dem Innern hervor, endlich fällt ein Körper schwer über die Rampe, und dann ist der ganze Spuk verschwunden. Allein, wo man dies alles schon von der Straße aus vor Augen hat, ist doch nicht mit Bestimmtheit zu sagen, von welcher Art die Dinge sind, die sich dort auf der Bühne abspielen, denn auch das japanische Volkstheater ist leider, wie so manches andere im Lande, von fremden, das Urelement verwischenden Einflüssen, nicht eben glücklich berührt worden. Was hier vormals reine, echte, wenn auch primitivste Naturkunst gewesen sein mag, hat längst Mähchen und Kniffe moderner Techniken angenommen, und man wendet sie in einer Weise an, die deutlich erkennen läßt, wie wenig sie in den Rahmen des volkstümlichen hineinpassen. Nun, um sich in den Theatern über dies

Abel hinwegzusetzen, gibt es gottlob noch etwas, das voller Leben und Natur ist: das Volk, das Publikum.

Es ist zunächst wunderbar, zu sehen, wie dies Volk allerwegen mit Behagen und Muße sich einzurichten weiß. Der Begriff des Hastens ist ihm, mehr oder weniger, noch fremd, und vollends die vornehme alte sozusagen in den Ruhestand versetzte Residenzstadt Kyoto, die an einem Überseehandel keinen direkten Anteil hat, weiß nichts davon. Geht man durch eine Straße und blickt in die offenen Interieurs der kleinen grauen Häuser, an denen sich reich auf, reich ab immer dieselben Bauformen mit dem Pult- und Satteldach wiederholen, so hat man ein Bild von der Gewerbetätigkeit, wie sie bei uns ähnlich zu Wiedermeierzeiten ausgeschaut haben mag; in allen Zweigen herrscht gute Weile und satte Bedächtigkeit. Und wenn der Rickschawmann nicht wäre, der springen muß, weil es zu seinem Geschäfte gehört, dem öffentlichen Verkehr fehlte jede eilende Bewegung.

Ich durfte das Theater mit Schuhen betreten. Bekanntlich ist in Japan die Sitte heilig, daß man vor der Tür die Schuhe oder Sandalen auszieht und die ganz mit Reisstroh ausgelegten Räume des Hauses in Strümpfen betritt. Die Volkstheater und anderen Vergnügungsanstalten haben nur zum Teil, mag sein zum größeren Teil, an dieser Sitte festgehalten, und diese sehen streng darauf, daß sie befolgt wird; einige aber haben Reformen zuliebe das feine Charakteristikum japanischer Volkskultur leichterhand abgeschafft und jedermann darf nach Gefallen die Schwelle überschreiten. Der Eingeborene hat sich, wie es scheint, leicht an diese neue Einrichtung gewöhnt, der Fremde möchte darüber fast ein Bedauern empfinden.

Auf der Bühne stellte die offene Szene das Innere eines kleinen japanischen Hauses dar. Man war mitten im Spiele. Ein Mann kniete vorn auf den Matten des Fußbodens, was unserem „Sitzen“ gleichbedeutend ist, mit der Schulter lehnte er nach seitwärts gegen die Wand; eine junge Japanerin trat herein und nahm in gleicher Stellung dicht neben ihm Platz. Beide sprachen eine Weile sehr vertraulich miteinander. Dann erschien eine Frau, die ein Kind an der Hand führte; sie fing an zu schluchzen, als sie das Paar erblickte. Nun kam es zu einer erregten Auseinandersetzung. Der Mann stieß heftige Worte hervor, ohne sich dabei in seiner knieenden Stellung zu bewegen; die unglückliche Frau, die in der Mitte des Zimmers stand oder mit Gebärden der Verzweiflung bald im Kreise, bald im Zickzack schleppende Schritte tat, heulte und wehklagte in so feinen Diskantlauten, als höre man die Stimme eines zarten Mädchens von sechs Jahren. Das Kind, dessen Hände ihren Rock, will sagen ihren Kimono gefaßt hielten, spielte seine Rolle sehr tüchtig, indem es öfter tapfer mit drein redete. Nur die junge Dame, die unheimlich gleichmütig neben dem Manne kniete, sagte keinen Ton; den Blick starr auf den Boden geheftet, rauchte sie gemächlich aus ihrer silbernen Pfeife. So verharrte sie immer noch, als Frau und Kind jammernd durchs Gartentor davongingen, während der Mann endlich aufstand und die Stirn nach der Art des gewitzten Poseurs an einen vierkantigen Holzpfiler drückte. Hier fiel der Vorhang.

Etwas später erklang rechts von der Bühne her die japanische Gitarre, das Chamisan, das weder Melodie noch Rhythmus in unserem Sinne kennt. Einige Reihen unnachahmlicher Töne, ohne Wohlklang, abrupt, stumpf beschwingt, lösten sich von den schlaffgespannten Saiten. Dann schwieg das Instrument wieder. Die Wirkung der Musik auf das Gemüt ist von ganz seltsamem Reiz; es liegt etwas Rätselvolles darin, wie in den religiösen Kulten des Volks. Unwillkürlich muß man dabei an die Betenden denken, die an die Tempel herantreten, an das Eigentümliche, das in den Andachten lebt. Das Weltliche tritt davor zurück. Man kann freilich leicht sagen, es ist eine schauerhafte Musik, und tut ihr vielleicht doch Unrecht, weil man keinen Sinn für die Melodie ursprünglicher Naivität hat, die darin ausgedrückt liegt.

Der Theaterraum blieb ständig erleuchtet. Ich hatte meinen Platz ganz hinten an der Wand, wo in einer Reihe mehrere nette Stühle mit Püschsitzen standen. Nach vorn konnte ich das Publikum des Parketts so ziemlich übersehen. In den großen Umrissen war die Einrichtung nicht viel anders als bei uns. Zwei Durchgänge nach der Bühne zu teilten das Feld in drei Gruppen. Oben lief eine modern verzierte Galerie aus bräunlich poliertem Holz herum. Die Decke, wie immer hier aus Holz in dunkler Tönung, erstreckte sich flach und wurde, ähnlich denen der Tempel, aus vielen Quadraten gebildet. Der Fußboden war so unjapanisch wie nur denkbar, man hatte Zement dazu bemalt.

Alles das zeigte eine Stilmischung, daß das Publikum und seine Gewohnheiten nicht damit übereinstimmen wollten. Dies Publikum machte auf den ersten Blick den Eindruck, als seien einige große Familien mit allen Köpfen, alten und jungen, unter sich versammelt. Ich hatte direkt vor mir das Bild dreier jugendlicher Mütter mit ihren Säuglingen und wurde nicht müde, es anzuschauen. Eine hielt das Kleine im Arm und wiegte es, die andere hatte es auf dem Schoße, während sie mit der Nachbarin plauderte, die dritte trug es nach der heimischen Sitte auf dem Rücken und musterte gelassen die Leute im dichtbesetzten Hause. Zur Ehre der kleinen Menschenpuppen muß gesagt werden, daß sie sich äußerst tapfer hielten. Eines setzte dreimal nachdrücklich zum Schreien an, konnte aber jedesmal leicht wieder beruhigt werden. Jenes aber, das auf dem Rücken der Mutter hing, verblich still, mit bewundernswürdiger Geduld in ein und derselben Lage, und entbehrte ohne Murren alle Zärtlichkeiten, die bei uns an den Schoßkindlein übermäßig verschwendet werden.

Es heißt, daß die japanischen Mütter ihre Säuglinge oft bis zwölf Uhr nachts mit im Theater haben. Das geschieht wohl nur deshalb, weil sie sich nicht davon trennen mögen. Immer wieder hört man es rühmen, daß die Japanerinnen so gute Erzieher und Pfleger ihrer Keimen sind. Das muß wohl wahr sein, denn auch die drei im Theater trugen die Kennzeichen ferniger gesunder Natur im Gesicht, sahen zum Fressen appetitlich aus, wie die deutschen Bürgerfrauen sagen würden. Natürlich sprechen alle unsere sittlichen Gefühle und ästhetischen Prinzipien gegen diesen sonderbaren familiären Brauch, der das Theater zur Kinderstube macht, denn erstens kam er den Kindlein, zweitens dem Theater nicht frommen und drittens gehört das Kleine um sieben Uhr abends ins Bett. So will es die Moral der Geschichte. Aber es ist leider der Fall, daß unsere Begriffe mit dem Wesen der Sache hier nicht harmonieren. So lange das Kind nicht laufen kann, bringt es die meiste Zeit auf dem Rücken der Erwachsenen, der größeren Geschwister, zu; es genießt die Bequemlichkeiten des Kinderwagens nicht, denn dies verzärtelnde „Institut“ fehlt — ich hätte bald gesagt gottlob — im Verkehrsbilde der japanischen Stadt, im Betriebe des Hauses. Auf dem freien Platze vor dem Bahnhof in Kamakura bei Yokohama sah ich vier Mädchen von zwölf und dreizehn Jahren ihre Körperkräfte erproben, indem sie im Viereck die Hände flach gegeneinander hielten, und so sich gegenseitig unter starken Anstrengungen vom Fleck zu drängen suchten. Das eine der Mädchen trug dabei ein Kleines auf dem Rücken, das alle Angriffe, Sprünge, Anspannungen, Erschütterungen mit durchmachte, und währenddessen unverändert heiter blickte wie der Tag, der über der herrlichen Tempellandschaft die Welt mit blendenden Farben ausmalte. So gewinnt man die Überzeugung, als ob sich mit der Erziehung in der Natur des japanischen Säuglings gleich stärkere Eigenschaften herausbildeten, die ihn befähigten, schädlichen Einflüssen, selbst wenn sie theatralischer Art sind, kräftiger Widerstand zu leisten. Im übrigen ist es nur zu wahr, daß es auch hier in der ruhmreichen Kaiserstadt Kyoto wie überall geübte Schreihälse gibt, die sich unentgeltlich in den Straßen hören lassen.

Zwischen meinem Plaz und dem Parkett war ein breiterer Durchgang, in dem diensttuende kleine Japanerinnen in reformierter Kleidertracht immer geschäftig hin- und herliefen. Für die Mütter trugen sie, wo eben nöthig, flache Kissen herbei, die einer bequemerer Einrichtung nach häuslichem Muster dienten. Die Sitze schienen im Quadrat größere Räumlichkeit zu haben, damit an den quicken gelbhäutigen Japanesen im Rückenbündel die verschiedenen breiteren Hantierungen vorgenommen werden konnten. Man muß sich vorstellen, daß die Mütter und auch andere Besucher im Verlauf der Zeit öfter ihre Stellungen auf den Plätzen wechselten. Bald saßen sie europäisch sitzbar, bald knieten sie für länger auf den Kissen, dann wieder hockten sie, indem sie die Beine vor sich übereinander verschränkten. Hatte eine der jungen Frauen einmal das Bedürfnis, sich zu bewegen, so gab sie das Kind in anderer Hut. Hinter der Lehne der Sitze standen schräg aufgerichtet etliche Paare der Getas (Holzsandalen) und Dzorisi (Strohsandalen), die gewissermaßen als Garderobegegenstände abgelegt wurden; andere lagen über den Boden zerstreut.

Weiter nach der Mitte zu rauchte eine Japanerin aus ihrer silbernen Pfeife; in der elektrischen Beleuchtung erglänzte das Metall und ein fein ziselierter ornamentaler Schmuck war bisweilen fähig zu erkennen. Einige dicke Rauchwolken hoben sich empor, zögerten einen Augenblick, dann wälzten sie sich gemächlich über die Köpfe der Nachbarn hinweg.

Man schenkte mir weiter keine Beachtung, nur die kleinen diensttuenden Japanerinnen warfen im Vorübergehen wohl einmal ein neugieriges Auge auf mich, aber sie hatten wirklich sehr viel zu tun. Während der Pause drang von der Bühne her in mehreren durch längere Zeit unterbrochenen Folgen das Geräusch einiger leicht geführter Schläge an mein Ohr, die ich mir nicht zu erklären vermochte. Nun hob der Vorhang sich wieder und die Darsteller, die männlichen in europäischer, die weiblichen in japanischer Kleidung, begannen in einem putzig ausgestatteten Zimmer einen Schwanck nach fremdem Muster aufzuführen. Da zog ich mich stillschweigend zurück.



## Töpfer Marx.

Von Hans Friedrich Blunck.

(Nachdruck verboten.)

Töpfer Marx lief über die holprigen Straßen der kleinen Stadt nach Haus. Der Wind fing sich in seinem blauleinenen Arbeitskittel und zauselte in Falten und Zipfeln, wunderte sich über das kleine knittrige Männchen und fuhr eilig weiter, denn er brachte den Frühling über Land. Das Pflaster war zwar uneben, und war's nach ihm gegangen, so hätte er gerne reine Bahn gefegt, aber Töpfer Marx hielt die Straße für gut und deshalb blieb er beim Alten, denn der Meister hatte viel zu sagen in der Gemeinde.

Eigentlich hielt Töpfer Marx die krummen Gassen und Winkel der Stadt überhaupt für die aller schönsten, aber das durfte er nicht laut werden lassen, sonst hätte er's von dem neuen Bürgermeister zu hören gekriegt, der ihm so wie so nicht grün war. Aber heimlich dachte er sich und freute sich über die Ecken und Türme und die alten, tiefen Dächer, hielt sie fest in seinen Gedanken und strich und formte sie aus Ton in der Werkstatt in bunten Farben wieder.

Der Meister glättete das arg zerzauste Arbeitszeug und ging mit würdigen Schritten über den Markt. Er hatte sich etwas verspätet beim Dämmerhoppchen und hatte eigentlich Eile, aber Töpfer Marx kann doch unmöglich im Lauffschritt durch die halbe Stadt rennen! Es schien ihm so wie so schon unrecht, daß er im Arbeitsrock lief, aber die Innung hielt an der alten Sitte fest und hätte es ihm sehr verargt, hätte er eine Ausnahme gemacht.

Über den Markt kam eine schreiende Kinderschar. Die johlte und sang, bis aus allen Häusern neugierige Köpfe herauschauten, um rasch zu sehen, was es gäbe. Da kam auch schon der neue Gendarm mit einem Landstreicher, den er irgendwo erwischt hatte. Töpfer Marx sah von weitem, daß es ein verkommener Mensch war, der wohl auch nicht ganz nüchtern zu sein schien, denn der Wachtmeister hatte Mühe mit ihm und die Kinder schrien hinter ihm her. Töpfer Marx schüttelte den Kopf, wunderte sich und hatte doch Mitleid mit dem armen Menschen, der es, weiß Gott warum, so kläglich weit gebracht hatte. Auf einmal, als der Zug wohl auf der Mitte des Marktes war, machte der Landstreicher kehrt, riß sich los, rannte

unter gellendem Geschrei der Kinder quer durch die Schar, und stürmte durch eine der Seitengassen davon, — der dicke Wachtmeister hinter ihm her.

Töpfer Marx freute sich, rieb sich die Hände heimlich unter der Schürze und lief mit vergnügtem Gesicht nach Haus. Das war rein gewesen, als hätte der Bursche die Gegend gekannt, denn sein Weg ging schnurstracks nach dem Stadtwald und da sollt' mal einer einen Christenmenschen wiederfinden!

Der Meister war zu Hause und trat in den dämmrigen Flur. Aus der Küche bräuteten und bräuteten Mutters Pfannen und ein feiner Duft von gebratenem Speck und aufgewärmtem Mehlsbeutel zog von der Diele durch die Räume. Der Alte zog seine Siefel ab, und schürfte mit grauen Socken in die warmen Pezschuhe. Dann holte er die lange Pfeife herunter, die Mutter längst gestopft hatte, zündete sie an und ging leise ins Wohnzimmer.

Meister Marx fühlte pöthlich, als sei es hier besonders warm und behaglich. Nach all den Reden von Fabriken und Massenwaren, die er heute Abend in der Innung gehört hatte, fühlte er sich so seltsam traut unter seinen Schätzen. Wie lieblosend fuhr sein Blick über die Borte und Schränke, die von seiner Arbeit voll waren.

Von einer ganz besonderen Art, wohlverstanden, denn Meister Marx war ein seltsamer Töpfer, der's bei aller Genauigkeit im Handwerk doch nie soweit gebracht hatte, seine unzüchtigen krausen Gedanken zu vertreiben. Und die führten ihn in den Feierstunden seines Handwerks auf wunderliche Wege, ließen ihn Formen erfinden, die noch kein Töpfer gebracht hatte und ihm eine neue seltsame Hantierung eingaben. An der arbeitete er ununterbrochen, zäh und eifrig, und wenn das Dämmern durchs Zimmer zog und er die Arbeit sinken ließ, dann träumte er wohl davon, wie seine Kunst das Handwerk wieder heben würde, wie seine Gedanken wach wurden bei anderen und weite und neue Kreise zogen, und wie schließlich alle ehrfurchtsvoll seinen Namen nannten.

Der Alte zwinkerte mit den Augen und blies einige dicke Rauchwolken in die Dunkelheit.

Das hatte ja Zeit! Das sollte alles noch fertiger, vollkommener werden! Erst wenn der Jung zurückkam,

wollte er beginnen, vor die Welt zu treten, wollte er ihn einweihen in all die seltsamen Geheimnisse, ihn helfen heißen, und dann, wenn die Arbeit reif war, dann wollten sie zusammen hintreten, Töpfer Mary und sein Sohn, dann wollten sie mit ihrer neuen Kunst — —

Der Alte sah noch einmal zufrieden über Börter und Schränke. Da standen wunderliche Bauten, Bauernhäuser aus Ton gebrannt in seltsamen glasigen Farben, da stand die Bürgermeisterei, die Kalkmühle, da standen Männlein und Weiblein, zierlich im Sonntagsstaat oder am Feuerherd bei der Arbeit und ein Pärchen war darunter — du lieber Gott, war Mutter rot geworden! — das saß eng Arm in Arm unter einer jungen Buche und in die Rinde war ein Herz mit zwei Namen geschnitten, die sie wohl kennen mußte!

Die Meisterin rief zum Essen und vergnügt setzte sich der Alte. Er wußte nicht recht, warum der Speck heute doppelt so gut schmeckte wie sonst, warum Mutter die Kartoffeln so besonders knusprig gebraten hatte. Wenn nur der Jung dabei sein könnte! Sein Platz war leer seit manchem Jahr. Der hatte in Berlin und München gearbeitet und der letzte Brief war sogar aus Venedig gekommen. Wenn der erst zurück wäre, der mit seinen neuen Erfahrungen von der Welt und vom Handwerk: das würde ja ein Wunder geben, wie es die Leute noch nicht erlebt hatten. Dann sollte auch der neue Bürgermeister wohl schweigen, wenn es erst hieß: Töpfer Mary und sein Jung haben die Stadt berühmt gemacht. Das ganze Land redet von den beiden.

Der Meister hatte seinen Hunger verloren. Wenn seine unruhigen, weiten Gedanken kamen, dann hielt es ihn nicht länger bei Tisch, dann mußte er hinaus in die Werkstatt, mochte Mutter noch so gnätzig werden, daß sie ihre Neugierigkeiten nicht los wurde. Er warf den Stuhl zurück, sprang auf, griff nach seiner Pfeife und lief durch die Küche nach hinten. Da suchte er sich Streichhölzer, zündete die Lampe an und rückte sie zurecht, daß ihr Schein so richtig auf die Drehscheibe fiel. Und bedächtig suchte er unter Zeichnungen und Mustern alter Krüge und Vasen, sah sich ein Bild recht lange an, sah nachdenklich eine zeitlang vor sich hin, und begann langsam das Rad in Bewegung zu setzen. Dann griff er zur Seite in den Lehm, warf ihn auf die wirbelnde Scheibe, daß er sich gleich zog und quoll und griff mit den Fingern und kleinen Holzstäbchen dazwischen. Und da stand unter seinen Händen ein seltsames Gebilde auf, das sah aus wie eine Schale, wuchs zum Krug, nahm zierliche Formen und Riffelungen an und hatte dünne Wände und seltsame Ringe um den Leib. Zufrieden ließ der Alte die Scheibe auslaufen, formte zwei krumme Henkel, legte sie an und begann auf die Seiten wunderliche Bilder zu zeichnen. Die sahen aus wie drei Menschen um einen Tisch, die die Hände falteten und den Abendsegen sprachen, und dann wie zwei Männer, alt und jung, die an wunderlichen Geräten kneteten und preßten oder vor dem Werkföfen standen und wartend in die glasende Blut schauten.

Der Alte sprang auf und besah sich sein Werk noch einmal im Licht. Draußen ging die Küchentür. Er wunderte sich, wie wohl jemand abends vom Garten ins Haus kam, aber er hörte Mutters Schritt und dann wurde wieder alles still.

Ringsum war es so heimlich und dunkel; nur die Lampe knisterte mitunter leise und warf einen zitternden blassen Schein durch den Raum. Der Meister arbeitete an seinen Bildern, rastlos und fiebernd. All seine Gedanken waren auf sein Werk gerichtet und eifrig, mit zitternden Sinnen schöpfte er Leben und Bewegung aus dem toten Ton. Schatten stiegen an den Wänden auf und drängten sich gegen das Licht, schwankend und unruhig, faßten sich an und schienen in wildem Tanz um ihn zu kreisen. Der Alte bückte sich tiefer und ihm wurde, als sei es ein heiliges Werk, das er schuf, als sei er allein auf der Welt mit der Arbeit unter seinen Händen. Und die Frau im Bild hatte

sanfte, freundliche Züge und Haar, das wunderbar kraus über ihre Stirn fiel. Die Männer aber hatten scharfe willensharte Gesichter und sahen gerade in die Flammen, als suchten sie dort die schöpferische Kraft, die aus dem toten Ton die Kunst schaffte.

Töpfer Mary sah eine Weile aufatmend um sich und beugte sich wieder zur Arbeit. Aber er war zufrieden, nickte leise vor sich hin, stand auf und ging unruhig in der Werkstatt auf und ab.

„Es wird eine große Zeit kommen für unser Handwerk“, sagte er leise vor sich hin, „und die Menschen sollen staunen über unsere Kunst. Dann sollen sie sehen, was für starke Kräfte in uns waren und welche seltsame Schönheit in unsern verlorenen Gedanken lebte.“

Er setzte sich wieder unruhig und begann zu grübeln. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß vorhin jemand gekommen war. Er stand auf und klinkte neugierig die Tür zur Küche auf.

Einen Augenblick blieb Töpfer Mary stehen wie vom Blitz getroffen. Dann schrie der Alte auf, als wollte er sterben, so furchtbar fühlte er sein Herz in der Brust.

In der Küche saß der entsprungene Vagabund. Aber das war kein Fremder, der da gierig am Abendessen löffelte, das war kein Heimatloser, das war Fritz Mary, das war sein Jung, der als Ausgestoßener, als Bettelnder in sein Haus zurückkehrte.

Die Meisterin stieß einen ersticken flehenden Schrei aus, als sie ihn sah. Töpfer Mary stand in der Tür, sank langsam in sich zusammen, zupfte an der Arbeitsschürze und preßte seine knittrigen Finger zusammen, als wollte er um Gnade beten.

Der Stromer sah ihn mit glasigen, verquollenen Augen an und versuchte zu lächeln.

„Tag, Vadder!“

Töpfer Mary krampfte mühsam seine Finger auseinander und lehnte sich schwer an den Pfosten.

„Watt willst hier, du?“

„Ich hatt' Hunger, Vadder!“

Die Blicke des Jüngeren irrten unstät und angstvoll im Raum umher. Der Meister atmete schwer und schwieg und wußte doch, wie ein dicker Schweiß langsam über seine Stirn rann. Dann raffte er sich auf. „Ich hab' kein Herberg für so'n Art Leut!“ Die Stimme war tonlos und rau wie gesprungenes Glas.

„Denn muß ich wohl gehen, Vadder!“

Der Alte nickte stumm und versuchte starr und hart in die Ecke zu sehen und hörte doch das fassungslose Schluchzen seines Weibes.

Da wimmerte der Junge leise vor sich hin: „Vadder, ich komm' ins Arbeitshaus!“

Meister Mary sah dem andern noch einmal prüfend ins Antlitz und sah ein gedunsenes, schwammiges Gesicht, struppiges Barthaar und verschwollene Augen. Und in den Augen sah er keine Reue und kein Erbarmen. Nur eine Angst, die furchtbare Angst vor der Arbeit schlackerte zwischen den Lidern auf und bettelte. Da schüttelte der Alte noch einmal hart den Kopf, wandte sich und ging langsam und aufrecht in die Werkstatt zurück.

Und lange saß er und grübelte stumm vor sich hin, den Kopf tief in die Brust gepreßt. Als die Lampe ausgehen wollte, stand Töpfer Mary auf, betrachtete noch einmal liebevoll die Formen und Werke, die er geschaffen hatte, eins nach dem andern, streichelte sie und fuhr liebkosend mit zitternden Händen darüber hin. Dann nahm er eine Art und schlug jäh gegen die Bilder, daß Krug und Geschirr klingend zersprangen, riß die Borte herunter, und brach und hämmerte, bis die Werkstatt ein Herd klirrender bunter Scherben war.

Die Meisterin kam herein und versuchte ihn schluchzend und zitternd festzuhalten. Er stieß sie rauh zur Seite, wunderte sich über sie und schüttelte mühsam den Kopf.

„Das ist nun zu spät, Mudder, das ist vorbei, uns' Herrgott und uns' Jung haben's anders gerichtet.“